

DER TAGESSPIEGEL

ERUM CAUSAS
COGNOSCERE

26.08.2012 00:00 Uhr

Religion in Berlin

Der Himmel überm Südstern

von Claudia Keller

Am 1. September ist in Berlin die „Lange Nacht der Religionen“. Was viele nicht wissen: In Kreuzberg liegt das spirituelle Zentrum. Ein Rundgang.



Eine Gruppe von Candomblé-Anhängern bei ihrem Ritual, in dem ein Gott der Erde angebetet wird. Candomblé ist eine afro-brasilianische Naturreligion. - FOTO: DAVID VON BECKER

MONTAG, 10 Uhr

Der Tempelvorsteher schlägt eine bronzene Glocke und ein Dutzend Hindus versammelt sich im Schneidersitz vor dem Altarraum. Sie sind Tamilen, in den 80er Jahren als Flüchtlinge aus Sri Lanka gekommen und haben von dort den Lokalgott Murugan mitgebracht. Er gilt als Sohn von Shiva, einem der drei wichtigsten hinduistischen Götter.

Murugan steht für ewige Jugend, Mut und die Überwindung von Stolz und Eitelkeit, weshalb er oft auf einem Pfau reitend

dargestellt wird. In Kreuzberg wird die ganze Kleinfamilie Shiva verehrt: Murugan, Vater Shiva, Mutter Durga und Bruder Ganesh, jeder mit einem eigenen Schrein und symbolisiert durch Bronzefiguren mit menschlichen Gesichtern.

Der Priester wirbt stellvertretend für die Gläubigen um ihre Gunst, singt Gebete vor ihren Schreinen, schwenkt Lichterkranze und Räucherstäbchen, bestreut sie mit Blüten und breitet Obst vor ihnen aus. Hindus glauben an die Wiedergeburt als Mensch, Tier oder Pflanze. Jeder möchte ein schlechtes „Karma“ loswerden, den Kreislauf der Reinkarnation durchbrechen und ins Paradies aufsteigen. Dabei hilft neben guten Taten die Verehrung der Götter. Nebenan zählt ein Mann Geldscheine. Die Gunst Shivas kostet. Man kauft Opfertgaben vor dem Gottesdienst, Preislisten hängen aus. Nach einer halben Stunde reicht der Priester heiliges Wasser, Asche, Sandelholzpaste und rotes Puder, mit dem sich die Männer und Frauen betupfen. In der Hoffnung, gutes Karma erworben zu haben, beginnt die Woche. (Mayurapathi-Sri-Murugan-Tempel, Urbanstraße 176)

DIENSTAG, 12 Uhr

Ein paar Mittdreißiger ruckeln Matten und Sitzkissen zurecht. 60 Minuten knien tut weh, wenn die Kissen falsch liegen. Eine Frau zieht ihre Kostümjacke aus. Sie nutzt die Mittagspause zum Meditieren im „Buddhistischen Tor“. Der Lehrer schlägt sachte die Klangschale und sagt: „Suche liebevolle Güte und Freundlichkeit in dir.“ Vorne thront Buddha. Schalen mit Räucherstäbchen und Kerzen stehen vor ihm, hinter ihm schwappt auf einem Foto das Meer ins Unendliche. Alle schließen die Augen. Der Lehrer fordert nun auf, eine Freundin in die positiven Gefühle hineinzunehmen, später eine Person, über die man sich ärgert, schließlich die ganze Welt.

Auch Buddhisten wollen der Wiedergeburt entkommen. Buddha empfahl ethisches Handeln, Askese und Meditation, um allmählich alle Begierden und negativen Emotionen zu überwinden und das Ich im Nirvana aufzulösen. „Wer die Lehren Buddhas ernst nimmt, bekommt Schwierigkeiten mit dem Kapitalismus und dem Leistungsdenken“, sagt der Meditationslehrer. Er hat seine bürgerliche Existenz gegen die buddhistische getauscht und heißt jetzt Karuna Bandu. Bestimmte Zeiten sind im „Buddhistischen Tor“ für religiöse Rituale reserviert und für die Einführung in die Lehre Buddhas. Viele interessiert das gar nicht. Sie wollen lernen, wie man Stress abbaut und entspannt. „Ist okay“, sagt Karuna Bandu. Etwas aufzudrängen wäre das Letzte, was er möchte. (Buddhistische Gemeinschaft Triratna, ab 1. September im Alten Urbankrankenhaus, Grimmstraße, Ecke Urbanstraße)

MITTWOCH, 20 Uhr

Als sich Lisa, 22, Psychologiestudentin, für Religion zu interessieren begann, erzählte ihr die Großmutter in der Ukraine von amerikanischen Missionaren, die vor einigen Jahren durch ihr Dorf gezogen sind. Sie waren Bahai. Bahai? 1863 verkündete der Sohn eines Ministers in Persien seine Offenbarung, nannte sich Bahá'u'lláh (Herrlichkeit Gottes) und beanspruchte, Gottes Bote für die heutige Zeit zu sein, wie es früher Christus oder Mohammed gewesen seien. Bahá'u'lláh erklärte, dass es nur einen Gott gibt, den die Menschen unterschiedlich nennen, da sie in aufeinanderfolgenden Weltzyklen leben – mit je eigenen Propheten und Glaubenssystemen. Religion ist für die Bahai nichts Statisches mit absolutem Wahrheitsanspruch, sondern dynamisch und relativ. Sie wollen Frieden stiften und die Menschheit einen. „Das leuchtete mir sofort ein“, sagt Lisa, die sowieso in der vernetzten Welt zu Hause ist.

Mittwochs kommt sie zu Familie Blom, die ihre geräumige Altbauwohnung für Andachten öffnet. 15 Menschen sitzen im Wohnzimmer auf Ikea-Sofas und Stühlen um den Couchtisch. Diffuses Licht aus papiernen Ballonlampen vermischt sich mit der Dämmerung. Die meisten sind unter 30, einer kommt aus Brasilien, ein anderer aus den USA. Adrian packt die Gitarre aus, alle singen „Oh God, illuminate the lamp of my heart“. Jemand liest Verse aus dem Gebetsbuch vor. Einige preisen Gottes Erhabenheit, andere geben Rat: „Handelt so, dass euer Herz frei von Hass ist.“ (Bahai-Andacht bei Familie Alexander Blom, Urbanstraße 37)

DONNERSTAG, 16 Uhr

Candomblé ist eine afro-brasilianische Naturreligion und wohl die einzige, in der Popcorn wichtig ist. Der Ritualraum ist mit Popcorn-Girlanden geschmückt, auf dem

Boden steht Popcorn körbeweise. Es ist die Lieblingsspeise von Obaluayé, einem der 17 Götter. Obaluayé ist zuständig für Erde und Sonne, er kann heilen und krank machen. Um ihn geht es heute. Die Gemeindemitglieder tanzen zu seinen Ehren, für ihn werden spezielle Rhythmen getrommelt, ihm werden Speisen und Blumen dargebracht.

Es ist stickig, die Tänzer haben ihre Gewänder durchgeschwitzt. Plötzlich taumelt eine Tänzerin. Sie wirft den Kopf zurück und gibt merkwürdige Laute von sich. Eine Trance. Von einem Priester wurde ihr als Kind Obaluayé als Gott zugeordnet. Sich seinem persönlichen Gott anzunähern soll Harmonie und Frieden bringen. Jetzt sei er direkt in sie gefahren, wird der Oberpriester später erklären, so etwas passiere hier oft. Eine Trance sei der Höhepunkt des Rituals, denn nun sei der Gott, den man lange beschworen habe, tatsächlich anwesend. Und er zieht der Frau eine Ganzkörpermaske aus Bast über – zum Zeichen ihrer Verwandlung. Die anderen werfen sich vor ihr nieder und küssen Hände und Füße.

Von außen sieht das wild und ekstatisch aus. Doch hier ist nichts dem Zufall überlassen. Jeder Schritt, jede Bewegung ist vorgeschrieben, jeder hat seinen festen Platz in der Hierarchie. Der Oberpriester, ein Brasilianer, wacht autoritär darüber, dass niemand aus der Reihe tanzt. Seine Großmutter hat ihn gelehrt, wie man die Götter ruft und wieder loswird, was man tut, wenn sie sich von ihrer negativen Seite zeigen, und wie man das Orakel deutet. (Candomblé-Zeremonie im Forum Brasil, Möckernstraße 72)

FREITAG, 13 Uhr

Die türkischen Geschäfte in der Boppstraße schließen: Die Männer gehen zum Freitagsgebet, es ist das wichtigste in der ganzen Woche. In der Moschee ziehen sie sich die Schuhe aus und setzen sich im Schneidersitz auf den Teppichboden – mit Blick zum Imam und zur Gebetsnische, die nach Mekka weist. Einige lesen noch Mails auf dem iPhone, dann ruft der Muezzin.

Die Vakif-Moschee besuchen Türken: Einwanderer, die sich in den 70er Jahren im Kiez niedergelassen haben, ihre Kinder und Enkel. Sie sind Sunniten und haben im Gegensatz zu den Schiiten eine andere Auffassung darüber, wer der legitime Nachfolger des Propheten Mohammed war. In der Glaubenspraxis unterscheiden sich beide Gruppen kaum.

Der Imam predigt jetzt auf Türkisch über die Gewalt von Buddhisten gegen Muslime in Myanmar und ruft zur Solidarität auf. Wichtiger als die Predigt sind die Gebete, Lobpreisungen und Anrufungen Gottes. Mal betet jeder für sich, mal beten alle zusammen, immer auf Arabisch und mit ganzem Körper: knien, stehen und als besonderes Zeichen der Unterwerfung mit der Stirn den Boden berühren. Nach 30 Minuten, gegen Ende des Gottesdienstes, wirft jeder Gläubige einen Blick über seine rechte und linke Schulter. Auf der einen Seite sitzt angeblich der Engel, der die guten Taten notiert, auf der anderen der, der über die schlechten Buch führt. Man begrüßt beide. Abschütteln kann man sie sowieso nicht. (Vakif-Moschee, Islamische Föderation Berlin, Boppstraße 4)

SAMSTAG, 9.30 Uhr

Vor dem Krieg hatten sich viele jüdische Textilhändler, Juweliere und andere Gewerbetreibende zwischen Hermannplatz und Kottbusser Tor angesiedelt. Für sie wurde die Synagoge am Fraenkelufer gebaut. Nach dem Krieg gab es hier wieder jüdische Geschäfte, in den vergangenen Jahren leerte sich das Gotteshaus. Neuerdings zieht es junge Israelis und Amerikaner in den Kiez – und in die Synagoge.

An diesem Tag kommen gut 60 Gläubige zusammen, die Männer ziehen eine Kippa auf und legen den Gebetsschal um. An Schabbat geht es besonders feierlich zu, alles läuft in Hebräisch ab. Die Liturgie steht fest, den Rhythmus gibt der Kantor mit seiner kräftigen Stimme vor. Viele Gesänge klingen schwer und melancholisch. Die Texte spannen einen Bogen bis zum Stammvater Abraham. So werden die Juden, die sich hier versammelt haben, Teil einer 3000-jährigen Schicksalsgemeinschaft, Teil des Volkes Israel.

Höhepunkt ist die Aushebung der reich geschmückten Thorarolle aus dem Thoraschrein. Nach einer kurzen Prozession mit der Heiligen Schrift durch den Raum ruft der Kantor Männer aus der Gemeinde nach vorne, die daraus rezitieren. Wäre der Rabbiner da, würde er das Gelesene im Anschluss auslegen. Doch heute predigt er woanders. Zwischendurch zeigt sich eine junge Mutter mit ihrem zwei Wochen alten Baby im Eingang. Der Kantor winkt sie herein, segnet beide, und die Gemeinde ruft „Mazeltov!“. Später setzen sich alle im Nebenraum an gedeckte Tische. Der Kantor spricht den Segen über Brot und Wein, dazu gibt es Hering und Lachs. Wer mag, trinkt ein Gläschen Wodka. Schabbat Schalom! (Synagoge der Jüdischen Gemeinde Berlin, Fraenkelufer 10)

SONNTAG, 8 Uhr

Die Christen waren die Ersten, die am Südsterm Gotteshäuser bauten, zwischen 1894 und 1906 gleich vier auf einmal. Amerikanische Missionare der evangelisch-methodistischen Kirche kamen in die Dieffenbachstraße, um Kleidung und Essen zu verteilen – und Seelsorge anzubieten. Protestanten errichteten am Planufer die Melancthonkirche, weil es wegen der vielen zugezogenen Arbeiter woanders zu eng wurde. Die Kirche am Südsterm und die St. Johannes-Basilika in der Lilienthalstraße wurden als evangelische und katholische Garnisonskirchen geweiht. Heute trifft sich in St. Johannes die polnische Gemeinde; am Südsterm versammeln sich evangelisch-charismatische Freikirchen wie die „Open Door Mission“ zu Lobpreisgottesdiensten.

Vor elf Jahren kam in der Lilienthalstraße die Nuntiatur dazu, die diplomatische Vertretung des Vatikan. Sonntagmorgens um acht Uhr beginnt in der Kapelle die Messe, in den Bankreihen sitzen vier Nonnen, der Botschafter des Papstes steht am Altar. Die Kapelle ist mit weißem Marmor ausgekleidet und strahlt schlichte Eleganz aus. „Du hast in Treue auf uns acht, wir sind geborgen Tag und Nacht im Schatten deiner Flügel“, singt die kleine Gemeinde. Auf einem Fenster kämpft der Erzengel Michael, angedeutet durch zwei zarte Flügel und ein besorgtes Gesicht, gegen den Drachen. Liturgie und Predigt drehen sich um das spezielle Verhältnis der Christen zu Gott. Gott ist im christlichen Verständnis nicht fern und undurchschaubar wie etwa im Islam, sondern in Jesus Christus Mensch geworden. Die Christen sollen sich als Kinder

sehen und Gott als Vater akzeptieren, sagt der Erzbischof. Die Morgensonne fällt herein und zeichnet bunte Muster auf den weißen Marmor. Draußen machen die ersten Jogger ihre Dehnübungen. (Päpstliche Nuntiatur, Lilienthalstraße 3a)